Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 22

Artikel: Der Sohn Johannes [Fortsetzung]
Autor: Känel, Rösy von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644418

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

11. Fortsetzung

Johannes steckte in einem Strickkleid, das am Hals begann und bei den Schuhen schloss. Er sah aus wie ein lustiger Zwerg mit seinen flinken Beinen und der Zipfelmütze. Beim Hinaufsteigen schaute er immer wieder nach der Mutter und fragte in kurzen, verdrehten Sätzen, wie es seine Art zu sprechen war: „Du Freude hast, Frau?"

Christine bestätigte diese „Freude" jedesmal gründlich, wonach Johannes für eine Weile zufrieden schien, bis er dieselbe Frage von neuem stellte. Das letzte Mal bei der Abfahrt. Christine sass vorne auf dem Schlitten und Johannes hinter ihr. Mit beiden Ärmchen umklammerte er ihren Leib. Und noch einmal tönte das Stimmlein eindringlich, fragend: „Du Freude hast, Frau?"

„Ja, ja, ja!" bestätigte sie und fuhr los.

Da hörte sie den Kleinen hinter sich fortwährend vor sich her sagen wie eine Litanei: „Nur nicht daran denken, – nur nicht daran denken..."

Unten angekommen nahm sie sich den Kleinen vor und stellte ihn zur Rede.

„Warum wolltest du nicht daran denken, es war doch so schön?"

Da schaute der Bub die Mutter mit schwarzen Augen an und erklärte:

„Frau Freude hat – Johannes nicht."

Darauf gaben sie beide den Schlittelsport auf.

Ein paar Monate später sah Johannes in der Stadt bei einem Kind einen jener kleinen rot, grün oder gelb gestrichenen Wagen mit Handbetrieb, die damals gerade aufkamen. Vielleicht war es die Farbe, die dem Büblein so tief in Herz und Sinne ging, er schwatzte fortwährend von diesem „Auto" und fand alle möglichen Winkelzüge und Ränke, die „Frau" immer wieder daran zu erinnern.

Christine blieb fest. „Du hast zwei gesunde Beine", sagte sie, „und das Laufen und Springen ist dir viel gesünder, als auf so einem Wagen zu sitzen. Du bist doch mein grosser, gescheiter Bub."

In der Nacht hörte sie ihn verzweifelt weinen. Sie sprang auf und eilte an sein Bett:

„Johannes, was fehlt dir, tut dir etwas weh?"

Das Schluchzen wurde noch stärker, das Gesicht presste sich ins Kissen hinein, so dass nur der schwarze Haarschopf zu sehen war.

Christine streichelte diesen Haarschopf:

„So sprich doch, Kind, wo tut es weh?"

Da endlich jammerte Johannes kläglich:

„Beine tun weh, will den Wagen haben, Frau..."

Unschlüssig, was jetzt am besten zu tun und zu antworten wäre, stand Christine still und bewegungslos am Bett. Da sah sie, wie das Kind langsam den Kopf wandte und beobachtend nach der Mutter schielte. Als sich ihre Augen trafen, drückte es das Gesicht sofort wieder ins Kissen hinein und jammerte:

„Beine schlafen wollen, gute Nacht, Frau."

Christine konnte nachher lange keine Ruhe finden. Sie fühlte einen Widerspruch im Wesen ihres Kindes und fand doch keinen Ausdruck dafür. „Wenn Hermann noch da wäre", musste sie denken, „er wüsste Rat und verstände es wohl besser als ich, mit dem Bürschlein umzugehen." Sie beschloss, am andern Tag ins Doktorhaus zu gehen und sich Rat zu holen.

Aber der ‚andere Tag' brachte einen strahlenden Frühlingsmorgen. Alles war hell und unbeschwert und Johannes strahlte selber in aller Lieblichkeit wie eine kleine Sonne, so dass Christine ihre nächtliche Sorge vergass. Sie kämmte seine schwarzen Locken, die ihm unternehmungslustig in die Stirne fielen, und alles war gut. Von dem Wagen wurde nicht mehr gesprochen.

Dafür tauchte ein neues Problem auf:

Christine hatte es sich abgewöhnt, den Jungen zu sich ins Bett zu nehmen. Auch das abendliche Singen hatte sie eingestellt, bis auf das obligate Schlafliedchen. Sie wollte der an sich schon regen Phantasie des Kindes nicht überflüssige Nahrung geben. Statt dessen mühte sie sich schon seit einiger Zeit, ein Nachtgebet bei ihm einzuführen. Sie tat dies aus Erziehungsgründen und aus Pietät der eigenen Mutter gegenüber. Dieses Nachtgebet war dem kindlichen Verständnis durchaus angepasst. Johannes weigerte sich jedoch standhaft, das Gebet nachzusprechen oder gar alleine herzusagen. Er trieb Allotria, rollte sich unter die Decke und versuchte unzählige Ablenkungsmanöver, die Christine oft zur Verzweiflung brachten. Ein tüchtiger Klaps hatte eine geradezu katastrophale Wirkung, so dass Christine von dieser Methode abkam und es mit allerlei Listen versuchte, den Jungen günstig und empfänglich für das Abendgebet zu stimmen. So sagte sie ihm eines Abends: „Denke doch Johannes, wie viele arme Kinder es gibt, die keine Mutter haben, die mit ihnen beten kann."

Johannes dachte einen Augenblick darüber nach, dann antwortete er fröhlich:

„Will auch armes Kind sein, Frau."

Eines Abends nun war er vor ihr ins dunkle Schlafzimmer gerannt. Als sie nachkam, blieb alles mäuschenstill. Der Junge hatte sich versteckt. Sie ging auf den Scherz ein und sagte scheinbar betrübt:

„Ach, wo ist nur das arme Kind in dieser Dunkelheit hingekommen? Gewiss hat es sich verlaufen und weint nun irgendwo nach seiner Mutter."

Da tönte es leise und beschwörend aus einer Ecke des Zimmers:

„Frau, weitermachen, bitte weitermachen!"

Christine drehte das Licht an. Auf dem Teppich vor seinem Bett lag der Bub, einen jammervollen Ausdruck im Gesicht, indes die Augen die Mutter aufforderten, das hübsche Spiel fortzusetzen.

Christine ging, bezwungen von der seltsamen Art des Buben, auch jetzt darauf ein. Sie nahm den kleinen Kerl in ihre Arme, liebkoste und tröstete ihn:

„Da ist ja das arme Kind! Wie muss es sich gefürchtet haben, so im Dunkeln allein."

Johannes zeigte mit der Hand in eine Ecke:

„Schau Hund, – grosser, grosser Hund – wollte Johannes fressen! Hat geschlagen tot – alles gut!"

Christine empfand wieder jene bange Unsicherheit, die sie jedesmal überkam, wenn die Phantasie des Kleinen zu grosse Sprünge machte. Sie fand dann nicht gleich die rechten Worte, sondern liess unbewusst die jeweilige Situation so ausklingen, wie es im Willen und in der Absicht des Kindes lag. So sagte sie denn auch jetzt nur:

„Komm, das Büblein muss schnell ins Bett, damit es sich nicht erkältet und nicht mehr traurig ist."

Sie zog ihn aus. Der Junge liess alles willig mit sich geschehen, behielt seine Leidensmiene aber bei, um das Spiel so lange wie möglich hinauszuziehen. Und was Christine bisher weder mit Liebe noch mit Strenge erreicht hatte, jetzt sagte Johannes aus eigenem Antrieb und völlig fehlerfrei das gewünschte Nachtgebet.

Seit diesem Abend ging das Bürschlein nie zu Bett, ohne dass er nicht mit der Mutter eine ähnliche kleine Szene aufgeführt hätte. Christine konnte sich diesem Spieltrieb nicht entziehen. Da zudem nachher willig und eifrig das Nachtgebet hergesagt wurde, glaubte sie, dem Kleinen den Gefallen schuldig zu sein.

Die jeweiligen ‚Aufführungen' bekamen sogar ihre Benennungen, so dass mit der Zeit eine ordentliche Auswahl der ‚Stücke' zur Verfügung stand.

„Was spielen wir heute?" wurde schon beim Abendessen beraten.

„Das ‚verlorene Kind' oder ‚Die Hexe im Wald' oder ‚die böse Stiefmutter'?"

Immer aber war es eine ‚Rolle', die Johannes mit einem lachenden und einem weinenden Auge spielte.

Eines Abends kamen Doktor Haller und Frau auf kurzen Besuch. Johannes sprang ihnen jubelnd entgegen und Christine war des guten Glaubens, dass wenigstens an diesem Abend kein ‚Theater' stattfinden würde.

Doch weit gefehlt! Johannes verlangte dringend ‚Das verlorene Kind' zu spielen. Doktor Haller und seine Frau hatten also, so wollte es der Bub, mit Christine das dunkle Schlafzimmer zu betreten und unter Ach und Weh das Büblein zu suchen.

Johannes übertraf an diesem Abend vor den neuen ‚Zuschauern' alles bisher Geleistete. Aus dem grossen Hund, der ihn sonst bedroht hatte, wurde nun ein schrecklicher Wolf, der selbstverständlich ebenfalls von ihm totgeschlagen wurde. Der Junge brachte sich selber zum Heulen vor lauter Ergriffenheit.

Doktor Haller war betreten von der Realistik, die der Fünfjährige zur Schau stellte. Aber mehr noch davon, dass der Knirps nicht die geringste Scheu oder Hemmung zeigte.

Er nahm ihn sich nachher vor, stellte das Bürschlein zwischen seine Knie und fragte ihn, was er denn am liebsten einmal werden möchte, wenn er gross sei?

Der Bub schaute ihn aus treuherzigen blauen Augen an und sagte:

„Johannes nie gross werden, immer klein bleiben, immer bei Frau bleiben."

Etwas bedrückt sassen nachher die drei Erwachsenen im Wohnzimmer beisammen und bemühten sich, die ganze Sache so harmlos aufzufassen, wie es bei einem Kind eigentlich auch gegeben war. Zudem beschwerten Christine zeitlichere Sorgen.

Sie sah, dass sie mit der kleinen Pension und dem Zins ihres bescheidenen Vermögens auf die Dauer nicht auskommen konnte. Der Bub wurde älter, brauchte mehr, und in absehbarer Zeit war damit zu rechnen, dass sein Bildungsgang grössere Ausgaben verlangen würde.

Man beriet hin und her. Frau Hanna, die Praktische, wusste folgenden Rat:

„Du nimmst dir einen älteren, soliden Kostgänger ins Haus, Platz genug hast du ja. Dann bist du nicht mehr so ganz ohne männlichen Schutz, und von dem, was dir einer für Zimmer und Kost bezahlt, könnt ihr alle miteinander essen."

Christine war sofort einverstanden mit diesem Plan:

„Nur muss es ein älterer Jahrgang sein, damit die Leute nichts zum Klatschen haben."

„Das werden sie auf jeden Fall", lachte Doktor Haller. „Der liebe Nachbar lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das ihm über andere zugetragen wird."

Gemeinsam verfasste man dann ein Inserat, das in der Zeitung erscheinen sollte. Es ging eine ganze Weile, bis jedes Wort richtig sass und bis genau ab- und ausgemessen war, wie weit man in der Anpreisung und in den Forderungen gehen dürfe. Schliesslich aber war man allgemein zufrieden und das Inserat wurde gleich auf der Schreibmaschine des verstorbenen Ehemannes ins Reine übertragen.

Hallers nahmen den Brief beim Weggehen mit. Gemeinsam wollte man dann wieder die eingegangenen Offerten überprüfen.

Auf dem Heimweg sprach das Ehepaar von Johannes.

„Was sagst du eigentlich zu der ganzen Sache, Arnold, – täte Christine nicht besser, solche Spiele mit ihrem Jungen zu unterlassen?"

Doktor Haller zog an seiner Zigarre, dass es Funken gab:

„Fast jedes einigermassen entwickelte Kind hat schauspielerisches Talent. Es fragt sich bei unserem Johannes nur, ob er später Phantasie und Wirklichkeit zu trennen versteht."

„Du fürchtest also in dieser Hinsicht etwas?"

„Es wäre verfrüht, davon zu sprechen."

Mehr sagte Doktor Haller an diesem Abend über die Sache nicht, und Frau Hanna verstand wieder zu schweigen und zu warten. Sie wurde aber eine gewisse Bedrückung erst wieder los, als sie daheim ihre drei Kinder mit roten Wangen schlafen sah.

Heidi hatte neben sich auf dem Stuhl ihr Strickzeug liegen. Die Zwillingsbuben waren, wie es schien, bis zum letzten Augenblick mit Lateinaufgaben beschäftigt gewesen. Die Bücher und Hefte waren von der Bettdecke gerutscht und lagen friedlich am Boden.

3

Christine hatte in das frühere Arbeitszimmer ihres Mannes ein Bett gestellt und ihre Kakteen in das Wohnzimmer hinübergenommen, und so war die Behausung für den zu erwartenden Mieter fertig.

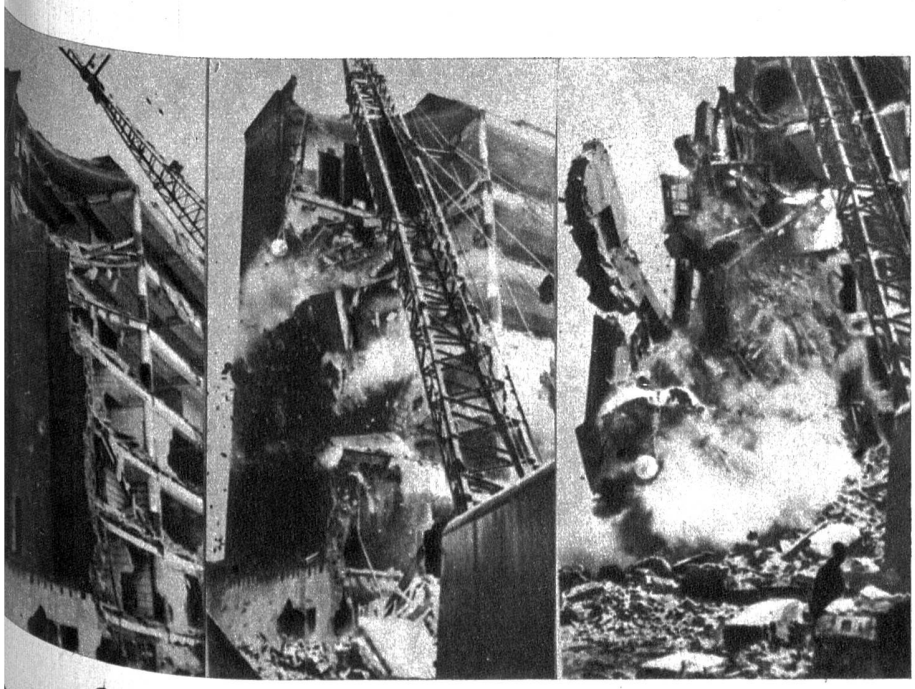
Zwei Männer meldeten sich, ein Witwer und ein Pensionierter.

Christine fühlte ein Würgen im Halse, als sie sich nun tatsächlich vor die Notwendigkeit gestellt sah, einen ihr völlig fremden Menschen bei sich aufzunehmen. Sie bat um ein paar Tage Bedenkzeit und gestand ihrer Freundin Hanna, die sie sofort aufsuchte, dass sie sich diesen Wechsel viel leichter vorgestellt habe.

In der Mittagsstunde des dritten Tages nach Erscheinen des Inserates sprach der städtische Armenpfleger, Georg Fehlmann, vor.

In seiner guten, gemütlichen Art sass er dann bei Christine in der Stube und liess seine Augen mit warmer Anteilnahme über die stille, ernste Frau im grauen Kleide gehen:

„Ich bin kein junger Hase mehr", sagte er. „Das Leben in den Pensionen ist mir verleidet, zudem möchte man mit fünfzig Jahren gern irgendwo daheim



Abbruch – SYSTEM 1946

Mit einer „Kanonenkugel" auf der zwar niemand mitreitet, die aber doch am „Gängelband" eines Krans geführt wird, schlagen hier die Amerikaner ein dem Abbruch verfallenes Gebäude zusammen. Drei Phasen hält unser Bild fest, das dartut, wie die 1500 Kilogramm schwere Stahlkugel mit der einstigen Mietskaserne in Neuyorks Osten verfährt, bis alles kurz- und kleingeschlagen ist und Platz geschaffen für gesündere Wohnbauten (ATP)

sein und, wenn es einmal not tun sollte, auch etwas frauliche Fürsorge und Pflege geniessen. Als ich nun Ihren Namen auf der Inseratenabteilung erfuhr, da stand es bei mir fest, die Frau meines einstigen, so geschätzten Kollegen um Aufnahme zu bitten. Ich würde mir die grösste Mühe geben, Ihnen so wenig als möglich Umstände zu machen."

Christine wurde es leicht und froh ums Herz. Da war ein Mann, der das beste Ansehen in der Stadt genoss, dem sie vertrauen konnte, und an dem sie auch einen ehrlichen und guten Berater für sich und den Buben finden würde. Doktor Haller war von Jahr zu Jahr mehr von seiner Praxis in Anspruch genommen, so dass es nichts schaden konnte, wenn sie nicht für alles und jedes zuerst an ihn gelangen musste.

Ihre Überlegungen waren kurz. Denn Verstand und Gefühl entschieden hier.

Sie reichte über den Tisch hinweg Georg Fehlmann die Hand und sagte schlicht:

„Ich freue mich, dass Sie zu uns kommen wollen, und dass ich ein wenig für Sie sorgen darf."

Damit war die Angelegenheit erledigt. Der Armenpfleger besah das Zimmer, erwähnte noch den Preis – er bezahlte mehr als Christine gefordert hatte. Auf den nächsten Ersten sollte bereits der Einzug stattfinden.

Doktor Hallers waren über diesen willkommenen Mieter für Christine sehr erfreut.

„Ein wahres Glück für Sie", sagte der Arzt und fügte lachend hinzu, „aber jetzt kommen die lieben Nachbarn doch zu kurz, denn über Georg Fehlmann gibt es beim besten Willen nichts zu klatschen."

Für Johannes bedeutete der Einzug des neuen Hausgenossen eine Sensation. Seine schwarze Haarrolle war vor Aufregung in ständiger Bewegung und die blauen Augen standen voller Fragen. Er war in eine Entwicklungsphase getreten, in der das Wörtlein ‚warum' am meisten angewandt wurde.

„Warum kommt der Mann? Warum schläft er in Vatis Stube? Warum isst er mit uns am Tisch? Warum hat er so viele Bücher? Warum sagt er Frau zu dir wie ich? – Warum? Warum?"

Christine brauchte einige Tage, bis sie alle diese Fragen einigermassen zur Zufriedenheit des Kindes beantwortet hatte.

Und dann geschah etwas Entscheidendes.

Nach dem ersten gemeinsamen Mittagessen zu Dreien rief Johannes Christine nicht mehr ‚Frau', zum ersten Mal nannte er sie Mutter.

Ihr kamen die Tränen, als sie das Kind dieses heilige Wort so neu und so besitzergreifend aussprechen hörte. Georg Fehlmann ahnte nicht, dass sich durch sein Hinzukommen der Bub um den bisher alleinigen Besitz der Mutter bedroht fühlte, und dass er – wenn auch noch unbewusst – mit diesem ersten ‚Mutter' den Kampf gegen ihn aufgenommen hatte.

Um mit Johannes in ein gewisses Vertrauensverhältnis zu kommen, bat er, ihn Onkel Georg zu nennen. Einen Augenblick schaute ihn der Bub von oben bis unten prüfend an, schüttelte dann den Kopf und sagte:

„Nein, nicht beides – nur Ungo."

Er hatte damit Onkel und Georg zu einem vereint. Es klang für sein Gefühl nicht gar so vertraulich und war doch auch wieder so, dass er sich mit dem Manne, der solch interessante Dinge wie ein Radio hatte, gut stellen konnte.

Wenn am Abend die drei Hausgenossen mit den umgelegten Kopfhörern am Tische sassen, dann war eitel Friede, Freude und Harmonie. Die Augen des Buben brannten schwarz vor Erregung. Er war dann fernab in einer neuen, geheimnisvollen Welt und fühlte sich so stark davon gebannt, dass er schwer hatte, zurückzukommen.

Wurden Gedichte rezitiert oder Märchen erzählt, so schienen es Stimmen zu sein, die sich nur mit ihm allein beschäftigten und darum zu ihm gehörten. Eines Abends überraschte er seine Mutter damit, dass er ihr erklärte, sie wollten von nun an vor dem Schlafengehen nicht mehr ‚spielen'.

„In Ungos Radio machen wir das viel schöner und besser."

Und so versank denn wieder ein Inselchen in Johannes Lebensstrom. Der Bub, der immer klein und immer bei der Mutter bleiben wollte, wie er damals zu seinem Götti gesagt hatte, er wuchs heran und musste zur Schule.

*

Er überragte seine Schulkameraden um einen ganzen Kopf. Die Lehrerin gewann er in der ersten Schulstunde dadurch, dass er sich ohne zu fragen in die vorderste Bank setzte, seine Hände über dem Pultdeckel faltete und sie mit seinen grossen Blauaugen erwartungsvoll anschaute, als wollte er sagen:

„Jetzt bin ich also da, was bekomme ich von dir?"

Seine seltene Schönheit und sein sicheres Sichgeben brachten ihm alle Herzen nahe. Die Mitschüler bewunderten ihn. Er war einer der regsten und lernte leicht, aber Ausdauer für Schulaufgaben hatte er keine. Es war ihm selbstverständlich, dass die hinter ihm sitzenden Kameraden ihm alles Notwendige zuflüsterten, wenn er einmal versagte. Dafür war er nachher in der Schulpause beim Spiel ihr Anführer und Häuptling und jeder fühlte sich geehrt, wenn er sich mit ihm persönlich abgab, – und wäre es auch nur, um einen seiner ‚Befehle' entgegenzunehmen.

Es war auffallend, dass Johannes seine eigentlichen Freunde unter jenen wählte, die zu allem, was er tat und wollte, Ja und Amen sagten. So verlief immer alles glatt und gut und hielt ihn bei glänzender Stimmung und Laune, so dass zu seinen sonstigen Vorzügen, die alle an ihm zu entdecken glaubten, auch noch der des ‚Sonnenkindes' hinzukam.

Christine wusch und badete ihren Jungen immer noch selbst. Bei dieser Gelegenheit konnte sie ihrer mütterlichen Zärtlichkeit so recht Genüge tun, und zudem liess es sich bei der stets lange dauernden und gründlichen Prozedur so gemütlich plaudern. Nie war Johannes gesprächiger und übermütiger als beim Baden. Er lachte, sang und pfiff, denn er hatte entdeckt, dass seine Stimme im Badezimmer besonderen Wohllaut hatte.

Christine war es bisher kaum aufgefallen, dass sich der Bub nebenbei noch ein anderes Vergnügen leistete: während er nämlich in der Badewanne stand und sie ihn schrubbte, liess er keinen Blick von seinem Spiegelbild, das der gegenüberhängende Spiegel ihm widergab. Erst als er eines Tages plötzlich mit einem seltsamen Ton in der Stimme fragte:

„Mutter, wie bin ich eigentlich auf die Welt gekommen?" schaute sie von ihrer Bürste, mit der sie ihn eben bearbeitet hatte, auf und sah, wie er sich im Spiegel zulächelte. Er tat es auf eine Art, als sähe er nicht sich selbst, sondern einen zweiten Jungen, der ihm das Lächeln und den Gruss bewundernd zurückgab.

Christine stutzte. Da wiederholte er seine Frage:

„Mutter, wie bin ich auf die Welt gekommen?"

(Fortsetzung folgt)

DAS ZIEL

Ihr, meiner grossen Sehnsucht Träume,
durchjagt die Zeit, durchfliegt die Räume,
die endlos weiten sich im All,
nicht messend ihrer Sterne Fall!

Ihr, der Erfüllung stets Entrückten,
die nur die Phantasie beglückten,
seid mir der Seele Lichterquelle
in meines Daseins Sturmgefälle!

Ihr lebtagslang mir so Getreuen,
die bang den kahlen Alltag scheuen —:
der Nüchternheit zu weit entrückt,
habt ihr nur bitter stets beglückt!

Was ihr vor meine Sinne spieltet,
mir trügerisch vors Auge hieltet:
nachdem ich's als ein Ziel erwählt,
hat es von Wundern gar erzählt.

Es wuchs zur Herzenskönigin
und schwebt durch meine Wünsche hin.
So singt's in allen Träumen leise
die von mir still vertonte Weise...

Hans Giannini.